
JOHN BENDIX

DIE UNBEQUEME FIXIERUNG: AMERIKANISCHER SCHWARZ-WEISS-DIALOG

TOLERANZ ermanno benciven-
ga: jenseits von tole-
ranz ■ john bendix: die unbequeme fixierung:
amerikanischer schwarz-weiß dialog ■
theo hug: dialogische pädagogik im zeitalter
MINDERHEITEN TEIL
ZWEI
der neuen informations- und kommunikati-
onstechnologien ■ samuel scolnicov: ist ei-
ne erziehung zum pluralismus unverein-
bar mit realer nichtübereinstimmung? ■
franz m. wimmer: brauchen
wir dialoge? eine einleitung **DIALOG**

ISSN: 0020 - 2320

MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST
54. JAHRGANG 1999, NR. 1, 6S 75,-

Linie des Blattes: Verständigung der Öffentlichkeit über die Arbeit des Instituts für Wissenschaft und Kunst sowie Veröffentlichungen von wissenschaftlichen Arbeiten, die damit in Zusammenhang stehen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der AutorInnen wieder und müssen nicht mit der redaktionellen Auffassung übereinstimmen.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Institut für Wissenschaft und Kunst, Redaktion und Layout: Dr. Helga Kaschl, Lektorat: Dr. Hakan Gürses, Ingrid Tomaszewicz, Dr. Eva Waniek-Arnold. Alle: 1090 Wien, Berggasse 17/1, Telefon / Fax: (1) 317 43 42. Homepage: <http://sever.phl.univie.ac.at/iwk>
Druck: Glanz & Holzbauer Ges.m.b.H., 1200 Wien, Treustraße 5, Telefon: (1) 330 73 67.

JOHN BENDIX:

Politikwissenschaftler u. a. am Bryn Mawr College, Pennsylvania. Arbeitet zu Fragen von Nationalismus, Brauchtum, Migration, Toleranzforschung und Asylpolitik. Veröffentlichungen u. a.: Brauchtum und Politik. Herisau 1993; Importing Foreign Workers: A Comparison of German and American Policy. New York 1990. Introduction to Comparative Politics: A State and Society Perspective. New York (im Druck). Hg. u. a.: Reinhard Bendix: Nation-Building and Citizenship. New Brunswick 1996; Frauen und Politik. Bern 1995. Aufsätze z. B.: „Why Didn't Waldheim's Past Matter More? A Public Agenda Denial in Austria" (in: Cultural Strategies of Agenda Denial, 1997); „Toleranzkonzepte in den USA" (in: Kulturthema Toleranz, 1996); „Die Einstellung zu Ausländern unter Rechtsgruppierungen in Europa" (in: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache, 1993)

DIE UNBEQUEME FIXIERUNG: AMERIKANISCHER SCHWARZ-WEISS-DIALOG

EINLEITUNG

Können und wollen Schwarze und Weiße in Amerika sich heute verständigen? Auf dem Hintergrund einer komplexen, im Abriß bekannten Geschichte von Sklaverei, Bürgerkrieg im 19. Jahrhundert und Civil Rights Bewegung in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts, wäre eine einfache Antwort zu erhoffen. Aber es handelt sich um eine Beziehung, die in-einander verflochtene Probleme von Klasse, Migration, Armut, Vorurteilen, Kulturgegensätzen, Recht, Wirtschaft und Staatsmaßnahmen beinhaltet, und Antworten sind nicht leicht zu finden.

Vorgeschlagene Auswege aus den resultierenden Konflikten divergieren stark, denn, wie der schwarze Literaturprofessor Henry Louis Gates fragt: „Wie können wir ein Gespräch anfangen, wenn wir uns nicht einmal darüber einig sein können, wie die Realität aussieht?“¹

Gunnar Myrdal bezeichnete das Verhältnis zwischen Schwarzen und Weißen schon vor einem halben Jahrhundert als „ein amerikanisches Dilemma“ und schrieb in leider noch immer trefflicher Fassung:

„Die Muster der Rassentrennung sind so gründlich, daß selbst da, wo Schwarze im Alltag oft gesehen werden, es nur gerade in drei Sphären zu wirklichem Kontakt mit ihnen kommt: im Zufälligen, im Wirtschaftlichen und im Kriminellen.“²

Eine präzisere Bezeichnung für diese komplizierte, vielschichtige, psychologisch belastete Beziehung wäre „eine amerikanische Obsession“.³ Fluten von sozialwissenschaftlich aufgearbeiteten Daten, medial wiedergegeben, wo alles Schwarz auf Weiß aufgezählt wird (sowohl buchstäblich wie metaphorisch zu verstehen), nähren diese Obsession.⁴ Die Art, wie die Obsession beschrieben wird, ist sowohl beklemmend wie auch nach Rasse unterschiedlich. Eine nicht untypische weiße Frau sagt:

„Weiße ... wissen tief im Herzen, daß Schwarze nicht richtig behandelt worden sind. Sie haben Angst, ... daß ihnen alles heimgezahlt werden wird.“⁵

Ein nicht untypischer Schwarzer sagt wiederum:

„Schwarz sein in Amerika ist, wie wenn man gezwungen wird, ein Paar unpassende Schuhe zu tragen... Die Schuhe drücken dauernd, aber du mußt sie tragen, weil es die einzigen sind die du hast.“⁶

Der Schuh drückt, aber nicht alle gleichermaßen.

GESELLSCHAFTLICHER HINTERGRUND

Ralph Ellison beschrieb vor vielen Jahren, wie unsichtbar Schwarze waren: anwesend, aber nicht wahrgenommen, sichtbar, aber nicht gesehen. Die lange Versklavung der Schwarzen, die Rassentrennung sowie die Diskriminierung auch nach der Befreiung 1865 wurden getragen durch darwinistisch gefärbte Vorurteile, welche die Unterlegenheit biologisch und kulturell-evolutionistisch rechtfertigten und die Schwarze als „dumm, unsittlich, krank, faul, inkompetent und gefährlich“ einstufen.⁷ Kompetenz für die Arbeitswelt zu erhalten, war aber nicht einfach; der traditionelle Arbeitsbereich in den Südstaaten, wo die meisten Schwarzen bis zum Zweiten Weltkrieg wohnten, war die Landwirtschaft. Alternativen zu diesem kastenartigen Dasein waren Handwerksberufe – Zimmerleute, Schmiede, Schuhmacher, Schneider –, die aber im Süden schlecht bezahlt und sozial minderwertig waren.⁸ Schwarze wurden weitgehend von neuen Gewerben ausgeschlossen, die mit der Urbanisierung und Industrialisierung im Süden aufkamen – ein Grund, weshalb nach dem Zweiten Weltkrieg so viele Schwarze in die Städte der Nordstaaten auswanderten.

Auch politisch und rechtlich wurden Schwarze bis in die 50er Jahre schikaniert. Das Oberste Gericht beschloß 1896 (*Plessy vs. Ferguson*), daß die Doktrin *separate but equal* gerechtfertigt sei, was eine Art von Apartheid verfestigte, die sich z. B. in den Schulen bis in die 1950er Jahre hielt. Ein kleines Beispiel: anno 1939/40 wurde in den Südstaaten circa drei Mal so viel für ein weißes Schulkind ausgegeben wie für ein schwarzes und in Mississippi sogar sieben Mal so viel. Die Beispiele der nach Rassen getrennten öffentlichen WCs, Bussitzplätze und Trinkhähne aus dieser Zeit sind vielleicht bekannt; es gab aber auch schwarze und weiße Abteilungen in Spitälern (auch Spitäler nur für Weiße), und Gesetze verstärkten die existierende Rassentrennung der Kirchen, Gefängnisse, Irrenanstalten, Theater, Hotels und Gerichtshöfe.⁹ Auch im Privaten wurde getrennt. Die Rassenmischung durch Heirat war in allen Südstaaten (und einigen Nordstaaten) illegal: erst 1967 wurde, durch den trefflich benannten Fall *Loving vs. Virginia*, dieses Heiratsverbot als verfassungswidrig erklärt.¹⁰ Heute aber sind die einst unsichtbaren Schwarzen zu den Angestarteten geworden, gerade in Sport, Politik oder Musik, wo die Erfolgreichen bisweilen von Weißen mit dem Hintergedanken „Wie kam er/sie zu diesem Status?“ beäugt werden.¹¹

Die Fixierung auf Rasse ist aber nicht mehr nur ein Problem der Weißen: sie ist zunehmend auch ein Problem für Schwarze.¹² Eine mündlich und zunehmend auch schriftlich festgehaltene Geschichte des Verhältnisses aus schwarzer Sicht hält Gründe wach, der weißen Mehrheit nicht zu trauen.¹³ Gerüchte erhalten Auftrieb durch nachweisbare Diskriminierung z. B. beim Häuserkauf,¹⁴ beim Bankdarlehen oder bei Restaurantbedienung. Schwarze leben mit der Auffassung, daß

„gegen sie persönlich diskriminiert wird; noch stärker ist der Glaube, daß gegen Schwarze allgemein diskriminiert wird.“¹⁵

Ihre Annahme, Rassismus sei die Norm, führt zur Distanzhaltung seitens der Schwarzen,

„zum Teil weil sie sich so wohler fühlen, zum Teil weil ihnen ihre Abgesondertheit durch das weiße Amerika aufgebürdet wurde.“¹⁶

GIBT ES ÜBERHAUPT EINEN DIALOG?

Bei diesem Hintergrund dürfte es nicht erstaunen, wenn es an „Rassendialog“ mangelt: man redet viel über Rasse, aber heute eher untereinander. Diese Monologe sind aber asymmetrisch. Es gibt eine interne Diskussion über Klassen- und Kulturgegensätze unter Schwarzen¹⁷ wie auch einen Diskurs zum Umgang mit der weißen Welt.¹⁸ Weiße sehen sich eher nicht als Rasse und obwohl sie Status- und Klassenmerkmale untereinander erkennen, ist der Diskurs eher *über* die Situation der Minderheiten statt über den *Umgang* mit Minderheiten. Schwarze verstehen den sozialen Nachteil, den ihre Hautfarbe bringt, sehr gut; Weiße verstehen ihre Vorteile sehr schlecht.¹⁹

Wenn es zum Dialog kommen soll, sollte auch geklärt werden, wer im Dialog mitredet. Ein Dialog unter Nachbarn setzt voraus, daß der Kontakt überhaupt zustande kommen kann. Am Arbeitsplatz gibt es Kontakte, aber Zusammenarbeiten heißt noch lange nicht, daß man einander nach Hause einlädt. Der bittere Verdacht, die Schwarzen hätten vielleicht ihre Stellen wegen ihrer Hautfarbe statt ihrer Kompetenz ergattert, erschwert eine gleichwertige Kommunikation, und zwar auf beiden Seiten. Der Dialog unter Leitern der Rassengemeinden ist gleichermaßen prekär. Seit Martin Luther King hat es niemand geschafft, als glaubwürdiger Sprecher aller Schwarzen akzeptiert zu werden.²⁰ Ein Sprachrohr für alle Weißen ist auch kaum vorstellbar.

Ein unterschwelliges Thema ergibt sich aus der Frage, worüber dieser Dialog eigentlich sein sollte. Dialog setzt eine Basis voraus, z. B. die Einsicht, Frieden sei besser als Krieg, nach dem Muster vieler internationaler Verhandlungen. Die Lebenserfahrungen und Erwartungen der Schwarzen und Weißen, die Perspektive mit welcher das amerikanische Leben aufgefaßt wird, sind aber so unterschiedlich, daß es zuerst zu einer beidseitigen Anerkennung der Unterschiede kommen muß, bevor ein Dialog ansetzen kann.

Die alte Basis der amerikanischen Weltauffassung, wo sich alles in einem abstrakten, rechtsbedingten, werbeladenden *way of life* durch Assimilierung auflöste, hat nicht ausgedient. Der schwarze Ex-General Colin Powell (aus der Karibik stammend, wohlbermerkt) wird als moderner Beweis, wenn nicht als Verkörperung angesehen, daß Erfolg immer noch auf Leistung und Talent basiert, eine Leistung, die auch Schwarze bringen können.²¹ Martin Luther King sagte, er hoffe, „daß meine vier kleinen Kinder ... nicht nach ihrer Hautfarbe beurteilt werden, aber anhand der Qualität ihres Charakters.“

Es scheint jedoch, daß die gemeinsam artikulierten Interessen der Amerikaner heute weniger durch ein Volk der Assimilierten bestimmt werden (auch wenn es sich hier um eine Wunschvorstellung handelt, und Macht und Statusunterschiede gewisse Assimilierte bevorzugte). Statt dessen kommen heute gruppenspezifische Anliegen zunehmend zum Vorschein, und da spielen Kriterien wie Geschlecht,

Farbe oder Herkunft eine wesentliche Rolle. Werden solche Kriterien in der Gesellschaft benützt, bedeutet dies aber zunehmend einen Kampf zwischen sozialen Gruppen für ihren Platz an der Sonne. Das Gemeinsame, und sogar die Orte (öffentliche Schulen, alte Einkaufsstrassen), wo sehr unterschiedliche Mitglieder der Gesellschaft sich treffen können, verschmälern sich.²²

Lawrence Fuchs schlägt in seiner Beschreibung des „amerikanischen ethnischen Kaleidoskops“ vor, „Bereiche der Interaktion“, wo Dialog eventuell möglich wäre, zu beleuchten: Nachbarschaft und ethnische Küche, Kirche, Schule, Universität, Armee, Arbeitsplatz und Gewerkschaft. Betrachtet man diese Bereiche nur nach den Kriterien „Separation“ oder „Integration“, so ist die Rassentrennung in Wohnbezirken, Kirchen und im Bildungswesen nicht viel anders als vor einer Generation. In der Armee wie am Arbeitsplatz und in den Gewerkschaften sind hingegen große Schritte zur Integration unternommen worden.²³ Wie in Europa funktioniert also die Integration der Minderheit besser in gewissen Bereichen, zum Beispiel gerade da, wo die größte Anpassung (Arbeit) und Einsatz (Armee) für das *Gemeinwohl* notwendig sind. Wo es um freie Wahl (der Wohnung, der Kirche) oder Finanzierung seitens der Gesellschaft (Schule, Universität) geht, wo also die Person davon Nutzen zieht, gibt es Schwierigkeiten.

Die Fragen drehen sich immer um *Zugang*: zu Status, zu gewissen Schulen, zu gewissen Anstellungen. Steht die Tür einmal offen, träumen schwarze Amerikaner nicht weniger als weiße den American Dream, wie 1993 von Bill Clinton formuliert:

„If you work hard and play by the rules you should be given a chance to go as far as your God-given abilities will take you.“²⁴ (Wenn Du hart arbeitest und nach den Regeln spielst, solltest Du die Chance bekommen so weit zu gehen, wie Deine gottgegebenen Fähigkeiten dich tragen werden).

Auf lokaler Ebene sind Kontakte und Dialogmöglichkeiten unterschiedlich. In einer Kirchengemeinde kann ein Dialog in einem „Interfaith Committee“ wachsen; auch gibt es gegenseitige Hilfe unter „schwarzen“ und „weißen“ Kirchen in Kleinstädten. Brücken zwischen Gruppen können auch geschlagen werden wie z. B. durch jüdische Anwälte und Sponder, die der National Association for the Advancement of Colored People in den 20–50er Jahren mit Rechtsberatung und Geld aushalfen.²⁵ Ab und zu gibt es auch offizielle Versuche, Dialog zu veranstalten, wie 1995 nach Verkündung des O. J. Simpson Urteils, beim *Day of Dialogue* über Rasse in Los Angeles.²⁶

ARGUMENT / STRUKTUR

Im Sinne etwa einer Verhandlung zwischen Israel und der PLO über ihre gegenseitigen Interessen gibt es in den USA keinen Dialog über Rasse, geschweige denn einen Polylog. Rasse ist ein brennender Teil des sozialen Lebens, sie wird aber oft verschwiegen. Man traut sich nicht ans heiße Eisen, denn Profilierung auf diesem Gebiet führt sehr oft zu Verbrennung. Karrieren gehen kaputt anhand von wenigen,

undurchdachten Worten, und die Anklage, Rassist zu sein, ist im amerikanischen öffentlichen Leben gravierend. Ob es Rassentoleranz gibt, ist noch schwieriger zu beantworten. Toleranz in Amerika wird oft als *to put up with* definiert, und es scheint so, als ob weder Weiße noch Schwarze sich mit den heutigen Situationen abfinden können. So gibt es *Dialogersatz* in Form von Einzelereignissen, die stark durch die Medien filtriert werden.

Solche Ereignisse markieren symbolisch soziale Entwicklungen und in ihrer Art, den Alltag blitzschlagartig zu durchbrechen, zeigen sie mit aller Wucht auf „Rasse“. Wenn man in den USA die Namen Rodney King, O. J. Simpson und Louis Farrakhan nennt, stehen diese symbolisch für Rassenergebnisse wie auch für unsere Obsession – Anfang Oktober 1995 gab es schon 36 Bücher zum O. J. Simpson Fall – ähnlich wie die Namen Bhopal, Tschernobyl oder Molln symbolisch für viel mehr stehen.

Mehrere Fäden verbinden die drei Namen. Die auf Video festgehaltene Verprügelung Rodney Kings auf offener Straße durch die Los Angeles Polizei, gefolgt vom Freispruch der weißen Polizisten und den Krawallen in der Stadt; der lange Mordprozeß O. J. Simpsons, dessen ermordete Frau weiß und dessen Hauptanwalt sowie die meisten Geschworenen schwarz waren; und Louis Farrakhans *Million Man March* nach Washington, ins Herz der weißen Machtstruktur des Landes, drehten sich alle um schwarz-weiße Beziehungen. Alle drei betrafen schwarze Männer und spielten sich in der Arena von Rechtsprechung und Politik ab, wurden aber auch zu öffentlichen Dramen, die sich sehr publik abspielten.²⁷

Diese Fälle spiegeln auch andere Facetten schwarzen Lebens wider und können in quasi-dialektischen Bezug zueinander gebracht werden. Chronologisch zuerst steht Rodney King, eine Verkörperung der schwarzen Unterschicht: geringe Ausbildung, mehrmals für kleinere Alkohol- und Verkehrsdelikte in den Händen der Polizei, ohne feste Anstellung usw. Als Antithese dazu steht O. J. Simpson, eine Verkörperung des schwarzen Erfolgs in Bezug auf den American Dream. Aus armen Verhältnissen stammend, stieg er dank seiner athletischen Leistungen im Football auf und baute sich durch Werbespots v. a. für die Autoleihfirma Hertz ein Vermögen auf, das ihm ein Domizil im betuchten Brentwood – einem sehr weißen Stadtviertel von Los Angeles – und Präsenz in der Hollywoodszene sicherte. So eine Laufbahn ist etwas Neues, und verändert die Perception der Möglichkeiten, für Schwarze wie auch für Weiße. Als Synthese dann der *Million Man March*, zusammengerufen durch den erfolgreichen, aber ambivalenten Anführer der Nation of Islam, Louis Farrakhan. Verabscheut dafür, daß er die Probleme der Schwarzen oft als von anderen Gruppen, inklusive Juden, verursacht darstellt, hat er durch seine Organisation gerade Menschen wie Rodney King sehr erfolgreich geholfen. Die Teilnehmer am *Million Man March* kamen aus der Unterschicht und aus dem Mittelstand; sie wollten offenbar symbolisch zeigen, daß schwarze Männer weder wie Rodney King noch wie O. J. Simpson sind – und auch nicht unbedingt Louis Farrakhans Analysen teilen, auch wenn sie seinen Aufruf zur Besinnung guthießen.

FALL 1: RODNEY KING

Schwarze bilden lediglich 12% der Bevölkerung (1990), ein Prozentsatz, der sich seit mehr als hundert Jahren kaum verändert hat. Die circa dreißig Millionen Schwarze sind aber heute zweigeteilt. Die eine Hälfte (1990: 53%; 1940: 77%) wohnt im Süden, die andere Hälfte wohnt in Großstädten, oft an der Ostküste – Städte, die in den letzten fünfzig Jahren (von 1940 bis 1990) eine Verdoppelung (Washington DC von 33% auf 67%), Verfünffachung (New York von 6% auf 29%; Chicago von 8% auf 40%) oder gar eine Verachtfachung (Detroit von 9% auf 75%) ihrer schwarzen Bevölkerung erlebt haben. In diesen Städten (beziehungsweise in den 29 Städten mit mehr als 150.000 schwarzen Einwohnern) ist Wohnsegregation die Norm, wobei Schwarze viel eher Weiße als Nachbarn haben als umgekehrt.²⁸ Der schwarze Philosoph Cornel West nennt dieses Phänomen „Schokoladestädte und Vanillevororte“, da 83% der Weißen in Vororten wohnen, wo weniger als 1% Schwarze beheimatet sind.²⁹ Da es sich hier auch um Wirtschaftsgefälle handelt, werden unter Umständen bis zu zwanzigjährige Rechtsstreite geführt, bis Wohnungen in den Vororten gebaut werden, die ärmere Schwarze sich leisten können.³⁰

Der Integrationswille – oder die Toleranzschwelle, je nachdem – unterscheidet sich stark nach Rasse. Schwarze beteuern mehrheitlich (67% bis 75%) und wiederholt in Umfragen, daß sie gerne in durchmischten Nachbarschaften wohnen würden. „Durchmisch“ bedeutet zwischen 25% und 45% Weiße. Bei dieser „Durchmischung“ wäre den Weißen aber höchst unwohl: 75% würden nicht in einen Bezirk einziehen, wo sie in der Minderheit wären. Die Tiefe des Unbehagens der Weißen zeigt sich sogar schon bei minimalen Anteilen an Schwarzen. Wären nur 7% Schwarze in der Nachbarschaft, so fühlten sich 25% der Weißen unwohl mit steigender Tendenz je mehr Schwarze einziehen. Es geht hier auch nicht um Klassenunterschiede: Schwarze aus allen Einkommensstufen leben getrennt von Weißen.³¹

Bemessen an Familieneinkommen hat sich die Situation in den letzten 25 Jahren auch nicht wesentlich verbessert. Die Einkommensverteilung zu Gunsten der Weißen hat sich nach oben verschoben, und obwohl einige Schwarze mitgehalten haben, ist der Prozentsatz an armen Schwarzen auch gestiegen. Die Unterschiede am oberen und am unteren Ende des Spektrums sind am deutlichsten: 33% der Weißen, aber nur 15% der Schwarzen haben ein Einkommen über \$ 50.000. Lediglich 3% der Schwarzen haben ein Haushaltseinkommen über \$ 75.000. Ganz unten haben 37% der Schwarzen, aber nur 14% der Weißen ein Einkommen unter \$ 15.000. Anders gesagt: die schwarze Bevölkerung ist zu Zweidrittel (66%) eine Arbeiter- und Armutsklasse mit einem Haushaltseinkommen unter \$ 25.000. Die weiße Bevölkerung ist zur Hälfte (54%) eine Mittel- und Oberklasse mit einem Haushaltseinkommen, welches über \$ 25.000 liegt.³²

Zu Wohnsegregation und Armut kommt die Kriminalität. Schwarze sind überdurchschnittlich oft Opfer nicht nur an-

derer Schwarzer, sondern auch des Eifers der Polizei (und das seit langem). Obwohl Schwarze nur 12% der Bevölkerung bilden, sind heute 47% der Individuen, die kurze Haftstrafen in lokalen Gefängnissen absitzen, 45% der Inhaftierten in staatlichen Gefängnissen und 40% der zu Tode Verurteilten schwarze Männer und Frauen. Mehr als eine Million Schwarze sitzt entweder hinter Gitter oder steht unter Bewährung.³³ Das ist etwa jeder dreißigste Schwarze. Von den zwanzig- bis neunundzwanzigjährigen schwarzen Männern, sitzen zwischen 25%-30% im Gefängnis oder stehen unter Bewährung. Zum Vergleich befinden sich lediglich 6% der weißen Zwanzigjährigen (ein Viertel so viel) in dieser Situation.³⁴ Hält der Aufwärtstrend an, so wird die Mehrheit der schwarzen Männer eine Gefängnisstrafe absitzen, bevor sie ihr 30. Lebensjahr erreichen.

Ein Teil dieser Geschichte ist armutsbedingt: fast 75% der Festnahmen von Schwarzen erfolgt wegen Diebstahls.³⁵ Die Vermutung liegt nahe, Schwarze würden auch durch voreingenommene, wenn nicht rassistische weiße Polizisten viel öfter als Weiße festgenommen. Mittlerweile ist die Zahl schwarzer Polizisten jedoch drastisch erhöht worden, am schnellsten gerade in den Städten, wo der größte schwarze Bevölkerungsanteil zu finden ist (Washington, Atlanta, Detroit).

Kontrolliert man nach Art des Delikts, Rasse der Opfer, Täter und Polizisten, so handelt es sich jedoch eher um eine Machtfrage als um Rassismus. Mehrere Studien zeigen, daß fehlender Respekt beziehungsweise erhöhte Aggression der Verdächtigten gegenüber der Polizei viel deutlicher mit Festnahme korreliert als Rasse. Ein „Zyklus des fehlenden Respekts“ erwächst: Schwarze mißtrauen der Polizei sowohl aus Erfahrung als auch wegen Gerüchten, und die Polizei hat berufskulturelle Gründe, Verdächtige gering zu schätzen. Wird ein Schwarzer dann von der Polizei angehalten, zeigt er unter Umständen wenig Respekt, was zu weiteren strafbaren Handlungen führt, z. B. wenn er versucht wegzulaufen, den Anweisungen der Polizei nicht folgt, usw. Mittlerweile gibt es auch „Reality TV“ (z. B. COPS, Real Stories of the Highway Patrol), wo diese Stereotypen jeden Abend am Bildschirm neue Bestätigung erhalten. Somit ist ein kultureller Bezugsrahmen gegenseitiger negativer Erwartungen erstellt: die Polizei als Aggressor mit Instrumenten der Macht und Unterdrückung, die Schwarzen als mögliche Täter, die kontrolliert werden müssen, um Recht und Ordnung aufrecht zu erhalten. Ein Stück schwarzen Galgenhumors meint hierzu, daß es für Schwarze ein besonderes Verkehrsdelikt gibt: DWB – Driving While Black (eine Anspielung auf das Delikt DUI – Driving Under the Influence [of alcohol]).³⁶

Auf spektakulärste Weise trafen all diese Elemente zusammen in der zufälligerweise gefilmten Verprügelung Rodney Kings 1991. Drei schwarze Männer, die mitten in der Nacht in einem weißen Stadtteil in einem eher billigen Auto (Hyundai) viel zu schnell durch mehrere Rotlichter fuhren, fielen der Polizei wegen Verkehrsdelikt, Ort, Klasse (Automarke) und Rasse auf. Angehalten, stieg Rodney King aus dem Auto aus (die Freunde blieben unversehrt im Autoinneren): ein großer, kräftiger schwarzer Mann. Er verhielt

sich, so sagten die Polizisten später, als ob er unter PCP Drogeneinfluß stünde, wurde dementsprechend als extrem gefährlich eingestuft und mußte, aus ihrer Perspektive, gefügig gemacht werden. Mehr als zwanzig Polizisten mit Schußwaffen, Prügel- und Elektroschockstöcken umringten King als er durch die Schläge zu Boden fiel; er wurde mehr als fünfzig Mal geschlagen, erlitt Schädelbrüche an neun Stellen, ein gebrochenes Bein sowie ein teilweise gelähmtes Gesicht. Für viele Schwarze – aber auch Weiße – war Kings Verprügelung eine weitere Bestätigung der Polizeibrutalität.³⁷

Eine Gerichtsverhandlung gegen vier der Polizisten wurde durch das Video – und die öffentliche Empörung – unvermeidlich. Da das Video aber in den nächsten Monaten immer wieder im Fernsehen gezeigt wurde, verlegte man den Prozeß nach Simi Valley. Diese Kleinstadt, Heimatstadt eines Viertels der Los Angeles Polizisten und auch der *Ronald Reagan Presidential Library*, ist zu nur 2% schwarz; kein Schwarzer war unter den Geschworenen.

Der Freispruch der vier weißen Polizisten löste landesweite Empörung aus.³⁸ Im Südteil von Los Angeles kam es zu den schwersten Unruhen dieses Jahrhunderts: rund fünfhundert Brände wurden gelegt, zahlreiche Geschäfte wurden geplündert, 16.000 Menschen wurden verhaftet, 2.000 wurden verletzt und 52 Menschen kamen um. Als Vergleich dienen die *Wattsunruhen* von 1965, wo „nur“ 4.000 verhaftet wurden. Medial wurde dies vornehmlich als eine Reaktion der ärmeren Schwarzen verarbeitet, obwohl nur 36% der Arrestierten schwarz waren.

Die Krawalle waren eher Ausdruck lang anhaltender Unzufriedenheit mit der Wohn- und Wirtschaftssituation in einem bestimmten, armen Stadtteil.³⁹ Mindestens ebenso viele Latinos wie Schwarze waren an den Krawallen beteiligt, inklusive eines erheblichen Teils illegaler und zentralamerikanischer Flüchtlinge, und die Antagonismen waren nicht nur gegen die Polizei gerichtet, sondern auch gegen koreanische Geschäfte im Stadtviertel. Sie drückten aber auch die Frustration aus, daß nicht nur die Arbeitsplätze am Verschwinden waren, sondern auch der Konkurrenzdruck für ungelernete Arbeit zwischen Schwarzen, Weißen und Latinos durch die illegalen Mittel- und Südamerikaner noch verschärft wurde. Weder Dialog noch Toleranz ist aber gefragt, wenn es zum Krawall kommt, und was an beidem vorher vorhanden war, wird im Nachhinein nur mit Mühe wieder erstellt.

Los Angeles ist nicht repräsentativ, was den Anteil der schwarzen Bevölkerung und die ethnische Durchmischung angeht: in Bezug auf Segregation, Armut und fehlende Kontakte zwischen Schwarzen und Weißen ist die Stadt jedoch typisch. Rodney King, der während des Prozesses gegen die Polizisten gar nicht zu Wort kam, trat erst vor die Kameras, um die Randalierer anzusprechen. Seine stokkenden Worte waren der erste Versuch, Toleranz, wenn nicht Dialog, wiederherzustellen:

„Leute, ich möchte nur sagen ... können wir einfach miteinander auskommen? Können wir einfach miteinander auskommen? ... Wir werden unsere Gerechtigkeit schon bekommen... Wir müssen einfach aufhören. Wir müssen einfach aufhören

... wenn wir so weiter machen ... es ist einfach nicht richtig ... Wir müssen einfach miteinander auskommen.“

Er endete mit den Worten *We're all stuck here for a while*, die in ihrer Einfachheit doch eine Tiefe anzeigen – wir sind für eine Weile festgefahren, hier in Los Angeles, hier auf diesem Planeten.

FALL 2: O. J. SIMPSON

„Es brauchte nicht den O. J. Simpson Fall um uns zu verdeutlichen, daß Diskussion und Argumente über Rasse in Amerika verärgerter, zwispältiger und deprimierender sind als zu jeder anderer Zeit seit dem Anfang der ‚Civil Rights‘ Bewegung.“⁴⁰

Für Amerikaner sind, wie aus endlosen Fernsehserien bekannt ist, Gerichtsprozesse faszinierend. Ob aus Sensationslust, Rachsucht, Mittelschichtgenugtuung oder Glauben an die Gerechtigkeit des Rechtssystems mag dahingestellt sein: die Faszination für Rechtsprechung ist so groß, daß eine Kabelfernsehstation (Court TV) mittlerweile nur davon lebt, Prozesse auszustrahlen.

Die Brisanz eines Mordfalls unter Berühmten im Falle O. J. Simpsons eskalierte durch die Tatsache, daß die zwei Opfer – die Exgattin und ein Freund – weiß und der Angeklagte schwarz waren. Das ganze Spektrum sexuell befrachteter Ängste, die vor allem bei Gemischtehen zwischen schwarzen Männern und weißen Frauen unterschwellig vorhanden sind, verschmolz mit der Mordanklage. Nur etwa ein Viertel von mehr als einer Million ‚gemischter‘ Ehen in den letzten zwanzig Jahren ist zwischen Schwarzen und Weißen geschlossen worden und daher umso auffälliger.⁴¹ Hinzu kam, daß Nicole Simpson mehrmals von O. J. verprügelt worden war; der Fall wurde auch zum Symbol für das viel diskutierte Problem der Gewalt in der Ehe, wenn auch nicht für alle Zuschauer.

Zu Berühmtheit, Rassenmischung und Gewalt in der Ehe kam hinzu, daß einer der Kronzeugen der Staatsanwaltschaft, ein weißer Polizist aus der gleichen, berüchtigten Stadtpolizei war,⁴² die Rodney King verprügelt hatte, und als rassistisch-motiviert und unverfälscht entlarvt wurde. Im Plädoyer des schwarzen Verteidigers Johnny Cochran wurde diese „Rassenkarte“ in all ihrer Vielfalt ausgespielt – Rodney King wurde auch erwähnt –, um zu sagen, daß schwarze Männer routinemäßig von der Polizei verhört, verprügelt, schikaniert und gedemütigt würden. Schwarze Männer in Amerika bekämen kaum Gerechtigkeit, argumentierte Cochran, aber die Rassenkarte wurde diesmal an Geschworene ausgespielt, die hauptsächlich schwarze Frauen aus der Arbeiterschicht waren. „Es ging nicht um die *Wahrnehmung* von Rasse“, sagte der extravagante schwarze Prediger Al Sharpton aus New York nachher, „es ging um die *Erfahrung* von Rasse.“⁴³ Die juristische Frage, ob begründete Zweifel an Simpsons Schuld bestünden, wurde somit überschattet. Nach dem Urteil haben mehrere Geschworene beteuert, daß ihre Zweifel an der Darstellung der Staatsanwaltschaft noch lange nicht bedeuteten, O. J. Simpson sei unschuldig.

Als die Entscheidung der Geschworenen angekündigt wurde, stand sogar die Wall Street Börse für zehn Minuten praktisch still. Solche kollektiven Momente, in denen das ganze Land den Atem anhält, sind selten: die Ermordung John F. Kennedys, die erste Mondlandung und die Explosion von Challenger gehören dazu. Der Freispruch löste landesweiten Jubel unter Schwarzen und Bestürzung unter Weißen aus: laut ABC-TV stimmten 83% der Schwarzen dem Urteil zu, aber nur 37% der Weißen.⁴⁴ Sehr rasch gab es eine Reaktion auf diese Divergenz und dann eine weitere Reaktion auf diese Reaktion. Eine bizarre Spirale der Metakommentare setzte ein, bemerkte Henry Louis Gates, bis zu dem Punkt, an dem Schwarze sich empörten, daß Weiße sich ärgerten, daß Schwarze jubelten als der Freispruch kam.

Beide Rassen fanden das Benehmen wie auch die Wahrnehmung der „anderen“ völlig unverständlich. Das ist der wunde Punkt: eine Wahrnehmung von Seiten, von Gruppen, von anderen Auffassungen einer gemeinten gemeinsamen Realität. Das Fehlen einer Gemeinsamkeit der Perzeption war auch bedeutend schwieriger für Weiße: „Sahen Schwarze O. J. als unschuldig? Gar nicht als Mörder?“ sagten viele Weiße, ungläubig, und hatten Mühe, die Tiefe des schwarzen Ressentiments zu verstehen. Laut Umfragen erlebten viele Schwarze den Freispruch hingegen als eine nur knapp verhinderte Ungerechtigkeit: die Polizisten und das Justizsystem sind *nicht* unsere Freunde, sagten sie. Ältere Schwarze kennen den Spruch: *when white folks say 'justice', they mean 'just us'* und hier war wie durch ein Wunder ein Schwarzer freigesprochen worden, der verdächtigt worden war, eine weiße Frau ermordet zu haben.⁴⁵

Weiße glauben nicht mehr wie einst an eine angeborene fehlende Begabung Schwarzer, aber um so häufiger sind sie der Auffassung, Schwarze sollten gefälligst strebsamer sein (43%) und arbeiten statt Wohlfahrt zu empfangen (61%).⁴⁶ Am wichtigsten jedoch ist, daß die allerwenigsten Weißen (ca. 10%) glauben, es gebe signifikante Diskriminierung von Schwarzen. Die allerwenigsten Schwarzen (ca. 2%) hingegen glauben, es gebe fast keine antischwarzen Vorurteile unter Weißen.⁴⁷

Vieles in der weißen Wahrnehmungswelt ist durch neuere staatliche Maßnahmen beeinflusst, angefangen mit Gleichbehandlung (der Staat bekämpft Diskriminierung), gefolgt von Wohlfahrt (um den sozioökonomischen Stand der Schwarzen zu heben) bis hin zu Affirmative Action (die Verteilung der Güter – Ausbildung, Anstellung usw. – soll die Rasse der Nutznießer in Betracht ziehen).⁴⁸ erinnert man sich an Clinton's Version des American Dream

„if you work hard and play by the rules you should be given a chance to go as far as your God-given abilities will take you“,

so ist die Frage der Gleichbehandlung ein Konflikt zwischen dominanten Werten (alle sollten eine Chance haben) und der Realität (es wird diskriminiert). Wohlfahrt bringt aber einen *internen* Konflikt ans Tageslicht: einigen wird besonders ausgeholfen, auch wenn wir an Gleichheit glauben. Die vermeintliche Bevorzugung gewisser gesellschaftlicher Gruppen (durch Affirmative Action) stellt den American Dre-

am auf den Kopf: auch diejenigen, die nicht tüchtig arbeiten oder die Spielregeln nicht einhalten, werden – nur wegen ihrer angeborenen Charakteristika – trotzdem belohnt.

Weiße zeigen eine gewisse Bereitschaft, Mitschuld für die schlimmsten Formen schwarzen Lebens anzunehmen, und sind auch bereit auszuhelfen. Weiße glauben aber zunehmend, daß mittlerweile vieles getan worden sei, so daß es den Schwarzen heute besser gehe als früher.⁴⁹ Einige zögern nun, noch mehr zu tun, und glauben fälschlicherweise, daß es den Schwarzen *allgemein* dank der Staatsmaßnahmen besser gehe als vielen Weißen. Aus diesem Glauben heraus werden heute Programme wie Affirmative Action abgelehnt – was wohlbermerkt auch eine Mehrheit der Schwarzen tut.⁵⁰

Schulduzuweisung unter Schwarzen gibt es aber auch: „die Ausrede vom weißen Rassismus ist immer bereit und gerade genug gerechtfertigt, um plausibel zu sein.“⁵¹ Konservative schwarze Kommentatoren wie Shelby Steele sehen darin Verhängnisvolles:

„Unsere Erinnerung der Unterdrückung hat so viel Wucht, Ausdehnung, Tiefe und Nuancen, daß sie unsere besten Kräfte aussaugt und in defensives Verhalten lenkt.“⁵²

Aber auch gemäßigte Schwarze sehen Probleme im heutigen öffentlichen Diskurs über die Vergangenheit. Denn dieser Diskurs besagt, daß Schwarze ständig über ihren Opferstatus und die Sklaverei redeten, und somit der Verantwortung für ihre heutigen Probleme entgingen.⁵³

Nichtsdestotrotz akkumulieren Schwarze immer noch diskriminierende Alltagserfahrungen von fehlender Bedienung in Restaurants und leeren Taxis, die nicht für sie anhalten, bis zu intensiver Überwachung in Läden – alles Erinnerungen daran, wo „ihr Platz in der Gesellschaft ist.“ Sogar der gut gekleidete Jesse Jackson wurde in einem noblen New Yorker Hotel im Lift von einer weißen Frau für einen Bediensteten gehalten.⁵⁴

Die neue schwarze Mittelschicht wird mittlerweile auch durch die Dynamik „Weiße Annahmen, schwarze Erfahrungen“ gespalten. Sozialer Aufstieg kommt durch das Befolgen von weißen Maßstäben. Aber Schwarze, die aufsteigen, können unter anderen Schwarzen als Oreo gelten, eine Sorte von Keks, außen schwarz, aber mit weißer Füllung, oder werden kritisiert für *acting white*.⁵⁵ O. J. Simpson hatte solche Züge: ein Schwarzer, der durch seinen Erfolg (Klassenaufstieg) seine Identität (Rassensolidarität) verleugnet hat. Hätte er hingegen zu stark auf Rasse gepocht, so hätte er vor allem nach seiner Sportkarriere weniger Angebote von der von Weißen dominierten Arbeitswelt bekommen. Wirtschaftlich erfolgreiche Schwarze stehen somit zwischen Tür und Angel, mißtraut von anderen Schwarzen, mißachtet von Weißen und nicht in der Lage, überhaupt etwas über Rasse zu äußern, außer im engsten Kreise. Dies führt dazu, daß die täglichen Demütigungen einfach geschluckt werden und es zu erhöhter Hypertonie kommt.⁵⁶ Fälle wie derjenige von O. J. Simpson, wo ein schwarzer Mann trotz seiner Hautfarbe im weißen System durch Begabung aufsteigt und sogar vor Gericht freigesprochen wird, sind eher die Ausnahmen.

Das Rechtssystem ist zur Dialogsperre statt Dialogpforte geworden, und O. J. Simpsons Freilassung wird als eine Antwort auf die Ungerechtigkeit im Rodney King Prozeß verstanden. In einem der unzähligen O. J. Witze wird gefragt: Was ist der Unterschied zwischen Rodney King und O. J.? O. J. fing mit Millionen an.⁵⁷

Im Rechtssystem sollten – nach weißem Idealbild – Schuldige durch Prozesse verurteilt und bestraft werden. Schwarze erfahren statt dessen, daß Leute wie Rodney King ohne Prozeß bestraft und die schuldigen weißen Polizisten freigesprochen werden. Im O. J. Prozeß wird die Frage der ungerechten Vorverurteilung eines Schwarzen durch einen voreingenommenen Polizisten hervorgehoben und die Frage der Schuld oder Unschuld beiseite geschoben. Ein weiterer Witz: Wieso blieb O. J. so lange in seinem Auto? Weil Rodney King ihm am Autotelefon riet, nicht aussteigen.

Henry Louis Gates resümiert:

„Das Gemeinsame eines öffentlichen Diskurses (und welche Schilderung ist öffentlicher gewesen als dieser Prozeß?) ist durch die Interpretation zersplittert worden. ... (aber) der Diskurs über Kriminalität und Bestrafung überschattet – und erstickt – die Analyse von Rasse und Armut in diesem Land.“

FALL 3: LOUIS FARRAKHAN

Es gibt eine lange Tradition der gespaltenen Führerschaft unter Schwarzen. Jeder Jakob habe seinen Esau,⁵⁸ eine Anspielung (von Henry Louis Gates) auf die politische Bedeutung der Prediger der Südstaaten-Kirchen für die Civil Rights Bewegung. Ein Beispiel war die mögliche Präsidentschaftskandidatur Colin Powells im Vergleich mit Jesse Jackson. Powell zitiert Clausewitz, Jackson zitiert die Bibel; Powell kommt aus der Stadt, Jackson stammt vom Land, Powell redet wie ein Schulmeister, Jackson wie der Heilige Geist; Powell singt die Nationalhymne, Jackson singt Spirituals; Powell wollte der erste Präsident sein, der zufälligerweise schwarz war, Jackson wollte der erste schwarze Präsident sein. Colin Powell war gegen den *Million Man March*; Jackson trat als Redner auf.

Colin Powell ist ein Musterbeispiel dafür, was die Integration im amerikanischen Leben angeht, und ein Rollenmodell, das Schwarze viel eher anspricht, als Louis Farrakhan.⁵⁹ Aber nichtsdestotrotz sehnen sich Schwarze, nach eigenen Normen zu handeln und unter sich zu sein sowie ihren Stolz zu zeigen. Einen Anlaß hierfür lieferte Farrakhan in seinem Aufruf an schwarze Männer, nach Washington zu „marschieren“. Der Marsch war die größte reinrassige Demonstration in Washington seit 1925, als tausende von weißen Ku Klux Klan Mitgliedern marschierten, und die größte Kundgebung seit Martin Luther Kings *March on Washington* 1963.

Farrakhan ist seit 1985 berühmt-berüchtigt für seine anti-asiatischen, antihomosexuellen und antisemitischen Anspielungen wie auch für seinen Sexismus. Sein Appell, Schwarze müßten sich selbst helfen, erinnert an Booker T. Washington, Marcus Garvey und Malcolm X, und spricht

auch relativ erfolgreiche Schwarze an. Aber der separatistische Ton Farrakhans war nicht zu überhören:

„Es gibt keinen Weg, durch den wir uns in das weiße Supremat integrieren und unsere menschliche Würde beibehalten können. Wenn wir uns integrieren, sind wir unterwürdig geworden, und Unterwürfigkeit heißt, dem Sklavenmeister seine Sklaven gefügig zu machen.“⁶⁰

Diejenigen, die „marschierten“, laut Umfrage am Ort, waren überdurchschnittlich gut ausgebildet (38% mit Universitätsabschluß, verglichen mit 13% aller schwarzen Männer) und erfolgreich (41% mit über \$ 50.000 Jahreseinkommen, verglichen mit 15% der schwarzen Bevölkerung allgemein): sie kamen um zu sagen, „wir sind nicht so, wie ihr meint.“

Viele Schwarze teilen Farrakhans Besorgnis über Drogen und Kriminalität: 13% der regelmäßigen Drogenbenützer sind schwarz – aber Schwarze bilden 35% der Drogenverhafteten und 74% der wegen Drogendelikten Inhaftierten. Homizid ist jetzt die Haupttodesursache für schwarze Männer im Alter zwischen 15 und 34 Jahren.

Am gleichen Tag und als Antwort auf Farrakhan sowie auf den O. J. Simpson Prozeß sprach Präsident Clinton über die Kluft zwischen den Rassen, herbeigeführt von den unterschiedlichen Arten, wie wir das Bedrohliche des modernen Lebens erleben, in bezug auf Sicherheit, Familie und stabile Gemeinden ... wir haben noch nicht gelernt wie wir ehrlich miteinander reden können, geschweige denn aufmerksam zuhören.

Es ist vor allem die Angst vor Verlust, die die Rassen verbindet: Schwarze wie Weiße fürchten Stadtkriminalität und den Verlust junger Männer in einer tödlichen Drogenunterwelt; sie sind aber auch besorgt um die schlechter werdenden Schulen, um die Familien, die nicht mehr zusammenhalten, und um das Verschwinden von Stellen für ungelehrte Arbeiter. Diese gemeinsame Angst wäre der Anhaltspunkt für einen Dialog, denn, nach Harlon Dalton: *We all, at one time or another, listen as much with our fears as our ears.*

SCHLUSSBEMERKUNGEN

Statt Dialog haben wir symbolische Spektakel: Rodney King als Verkörperung von Armut und Frustration, brutal durch die Polizei in Schach gehalten. Es wird nicht geredet; es wird gehauen. Die Unruhen in Los Angeles stehen für das Brodeln im Schmelztiegel Amerikas; die unruhige, halbkriminelle Unterschicht, die den Aufstieg nicht schafft.

O. J. Simpson hingegen ist Symbol für einen schwarzen Aufstieg, den einige Weiße beneiden. Er steht aber auch als Bestätigung dafür, daß es der schwarzen Bevölkerung gut geht, daß einige Schwarze den American Dream schaffen. Schwarze entnehmen diesem Prozeß aber eine andere Symbolik, nämlich die Bestätigung, daß ein Schwarzer von der weißen Gesellschaft niedergeworfen wird, sobald er richtig erfolgreich wird. „Ihr wollt nicht sehen, wie wir es schaffen“, sagen sie, „ihr wollt uns einfach wieder schikanieren, die Schuld in die Schuhe schieben, falsche Beweise bringen.“ Darum der Jubel beim Freispruch.

Der Fall Farrakhan ist komplizierter; er beinhaltet die Problematik der gespaltenen Führerschaft in der schwarzen Gemeinde, zeigt die Mechanismen von Schuldzuweisungen seitens Farrakhans auf und enthält auch den Aufruf zum Separatismus. Aber die, die in Washington demonstrierten, wollen auch symbolisch sagen:

„Wir Schwarzen sind nicht so, wie ihr meint, und wir können Erfolge im Kampf um Status, Stellen und Einkommen erzielen.“

Im Aufruf zur Sühne und zum Familienzusammenhalt ist eine Bestätigung sehr amerikanischer Werte zu hören, Werte die rassenunabhängig sind.

Wohlwollen und gemeinsame Werte können die Strukturprobleme nicht überbrücken, auch nicht die verlorengegangenen Arbeitsplätze wiederherstellen. Sie könnten aber eine Basis bilden für die Hoffnung, durch Lokales oder Persönliches einiges zu erreichen.

Es ist eine Hoffnung, die aus dem Rückblick Kraft schöpft. Vieles hat sich in einer relativ kurzen Zeitspanne verändert, und die eher konservativen Kreise in Amerika schlagen vor, eine Verschnaufpause sei jetzt angebracht. Liberale hingegen, obwohl sie die Mechanismen der Justiz begrüßen, die offen ausgedrückte Diskriminierung erschweren oder gar verunmöglichen, wollen fortfahren in der Realisierung amerikanischer Ideale. Schwarze, die vergleichsweise immer noch im Rückstand zu den Weißen sind was Wirtschaft und Politik – sprich: Macht – angeht, sehen hier aber schwachen Trost. Ihre Angst ist, daß das bislang Erreichte wieder verloren gehen könnte, entweder weil die (weißdominierte) Wirtschaft blockiert wird, oder weil die (weiße) Justiz ermüdet, oder eben ein anderes Recht für Schwarze als für Weiße spricht. Klar bleibt, daß es an der Zeit ist, ‚Rassenheilung‘ zu betreiben und zwar beiderseits. Die Fälle Rodney King und O. J. Simpson haben die Wunden vertieft, und lediglich die paradoxe Figur von Farrakhan, der sich aufs Wundenaufreißen spezialisiert, hat etwas Heilung gebracht.

Martin Luther King sagte einmal: „Wie das Leben ist Rassenverständnis nicht etwas, das wir finden können, aber etwas, daß wir aufbauen müssen.“ Heute hingegen sagt Cornel West: „if we go down, we go down together“. Apokalyptischer meint er: „either we learn a new language of compassion, or the fire this time will consume us all.“⁶¹

ANMERKUNGEN:

- 1 Henry Louis Gates: *Thirteen Ways of Looking at a Black Man*. The New Yorker, October 23, 1995
- 2 Gunnar Myrdal: *An American Dilemma: The Negro Problem and Modern Democracy*. New York 1944, S. 650
- 3 Studs Terkel: *Race: How Blacks and Whites Think and Feel About the American Obsession*. New York 1992
- 4 Vor allem Historiker haben hier vieles in den 60er und 70er Jahren geleistet. Zu den bestbekanntesten Studien zählen Gordon Allport: *The Nature of Prejudice* (Cambridge 1954), Hubert Blalock: *Toward a Theory of Minority Group Relations* (New York 1967), Nathan Glazer: *Affirmative Discrimination* (New York 1975), Winthrop Jordan: *The White Man's Burden* (New York 1974), George

- Simpson and Milton Yinger: *Racial and Cultural Minorities* (New York 1985, 5th edition) und C. Vann Woodward: *The Strange Career of Jim Crow* (New York 1974)
- 5 Weiße haben auch ziemlich ungerechtfertigte demographische Ängste; befragt nach dem Prozentsatz in der Bevölkerung, meinen weiße Amerikaner im Schnitt, es gibt 15% Hispanics, 11% Asiaten, 24% Schwarze und 50% Weiße. In der Tat sind es 10% Hispanics, 3% Asiaten, 12% Schwarze und 74% Weiße – die Übereinschätzung der Asiaten und Schwarzen hat möglicherweise mit der Berichterstattung in den Medien zu tun. Siehe: Priscilla Labovitz: *Immigration – Just the Facts*, in: *The New York Times*, March 25, 1996
 - 6 Terkel: *Race*, a. a. O., S. 56 und S. 9
 - 7 Zitat von Myrdal: *American Dilemma*, a. a. O., S. 100. John Hope Franklin zitiert in seinem Buch *The Color Line* (Columbia, MO, 1993, S. 32) Beispiele aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert, wo behauptet wird, Neger seien minderwertig in Charakter, Aussehen, Intelligenz – ein Erwachsener habe die Lernfähigkeiten eines weißen Säuglings –, Moralität (*immoral by nature*), oder seien (anno 1907) gar eine Bedrohung für die amerikanische Zivilisation.
 - 8 Myrdal: *American Dilemma*, a. a. O., S. 280
 - 9 Lawrence Fuchs: *The American Kaleidoscope: Race, Ethnicity and the Civic Culture* (Hanover, NH, 1990), S. 152
 - 10 Fuchs: *American Kaleidoscope*, a. a. O., S. 517, S. 405; Gerald Jaynes and Robin Williams: *A Common Destiny: Blacks and American Society*. Washington 1989, S. 59. Loving, ein Weißer, und Jeeter, eine Schwarze, heirateten 1958 in Washington, zogen aber nach Virginia, wo sie angeklagt wurden; erst neun Jahre später wurde die Anklage durch den Supreme Court rückgängig gemacht – indem dieser den Virginia *Racial Integration Act* of 1924 für eine offizielle Quelle der Diskriminierung hielt und für verfassungswidrig befand. Entsprechende Änderungen der Gesetze in einzelnen Staaten wurden zuweilen erst zehn bis zwanzig Jahre später unternommen, so Tennessee 1978, Mississippi 1987.
 - 11 Hinzufügen muß man aber auch, daß selbst Schwarze sich fragen, ob sie ihren Posten wirklich verdient oder sich nur durch Rassenbevorzugung profiliert haben. Eine nachdenkliche, selbstbefragende, zweifelnde Antwort gibt Stephen Carter: *Reflections of an Affirmative Action Baby*. (New York 1991)
 - 12 Eine hervorragende Sammlung zu dieser Thematik ist bei Paul Sniderman et al: *Prejudice, Politics and the American Dilemma* (Stanford 1993) zu finden.
 - 13 Patricia Turner dokumentiert in *I heard it through the grapevine. Rumor in African-American Culture* (Berkeley 1993) die potente Mischung von Gerüchten und Fakten, die in Teilen der schwarzen Bevölkerung zu vehementen Abwehrmechanismen gegen ein schwarz-weißes Vertrauensverhältnis führen.
 - 14 Michael Fix und Raymond Stuyk: *Clear and Convincing Evidence: Measurement of Discrimination in America*. Washington 1993
 - 15 Dieses Zitat stammt aus der Studie von Lee Sigelman and Susan Welch: *Black Americans' Views of Racial Inequality*. New York 1991, S. 164. Laut einer Gallup-Umfrage, stimmen „66% der Schwarzen der Aussage zu, daß das amerikanische Justizsystem gegen Schwarze voreingenommen (biased) ist; fast genau so viele Weiße (59%) glauben, das Justizsystem sei nicht voreingenommen (not biased). Dies könnte erklären, warum Schwarze weiterhin an Simpsons Schuld zweifeln auch wenn sie keine besondere persönliche Sympathie für ihn hegen.“ Die Umfrage wurde vom 17. bis 19. März 1995 durchgeführt; Quelle ist <http://www.gallup.com/newsletter/march95/simpson.html>
 - 16 Andrew Hacker: *Two Nations: Black and White, Separate, Hostile, Unequal*. New York 1992, S. 23
 - 17 Vgl. Herbert Hill and James Jones: *Race in America* (Madison, WI, 1993); Sut Jhally: *Enlightened Racism: The Cosby Show* (Boulder, CO, 1992); William J. Wilson: *The Declining Signifi-*

- ce of Race (Chicago 1978)
- 18 Orlando Patterson: The Paradox of Integration, in: *The New Republic*, November 6, 1995; Joe Feagin and Melvin Sikes: *Living with Racism: The Black Middle-Class Experience* (Boston 1994); Michael Omi: Shifting the Blame, in: *Critical Sociology* 18(3), 1991, S. 77-98; Michael Omi and Howard Winant: *Racial Formation in the United States* (New York 1986).
 - 19 Harlon Daltons *Racial Healing* (New York 1995), S. 7, argumentiert in diesem Sinne. Es gibt auch hoch interessante akademische Debatten zur Frage vom Verhältnis zwischen Klasse und Rasse, ausgelöst von William J. Wilson und fortgeführt von Robert Huckfeldt and Carole Kohfeld: *Race and the Decline of Class in American Politics* (Urbana, IL, 1989), Edward Carmines and James Stimson: *Issue Evolution: Race and the Transformation of American Politics* (Princeton 1989), Reynold Farley and Walter Allen: *The Color Line and the Quality of Life in America* (1988) u. a.; andere Schriften, so Marlin Carnoys *Faded Dreams: The Politics and Economics of Race in America* (Cambridge 1994) eher optimistische oder Stephen Burmans *The Black Progress Question* (Thousand Oaks, CA, 1995) eher pessimistische Überblicke versuchen, etwas weg zu kommen von den früheren Frage „Ersetzt Rasse Klasse?“ oder „Ersetzt Klasse Rasse?“
 - 20 Andrew Hacker meint sogar – vielleicht gerade um progressive Weiße aufzurütteln –, King (wie Colin Powell) sei den Weißen eher dienlich (bzw. bequemer) als den Schwarzen.
 - 21 Linke Kritiker haben aber bemerkt, daß Powell seine Karriere unter konservativer Führung (Reagan, Bush) machte, und daß er somit als Alibi- oder Vorzeigemann fungierte. Das Unangenehme dieser Betrachtungsart ist, daß seine tatsächlichen Leistungen geringgeschätzt werden – und somit kommt man zurück zur „Wie-kam-er-zu-seinem-Posten?“ Frage.
 - 22 Mickey Kaus: *The End of Equality* (New York 1992)
 - 23 In den 90er Jahren hört man noch wenig von „Segregation,“ obwohl sie gerade in bezug auf Schulen und Wohnbezirke mindestens de facto vorhanden ist. Auch sollte bemerkt werden, daß die Polarität von „entweder Assimilierung oder plurale Gesellschaft“ eher für Immigranten als für Schwarze zutrifft. Dazu Phyllis Katz and Delmas Taylor: *Eliminating Racism*. New York 1988, S. 28
 - 24 Zitiert in Jennifer Hochschild: *Facing Up to the American Dream: Race, Class, and the Soul of the Nation*. Princeton 1995, S. 18
 - 25 Dazu ausführlich Murray Friedman: *What Went Wrong? The Creation and Collapse of the Black-Jewish Alliance*. New York 1995
 - 26 Es wurde von der *County Human Relations Commission* orchestriert, auch von Mark Ridley-Thomas (Stadtratsmitglied und Bürgermeisterkandidat), professionelle Vermittler (trained mediators) waren dabei, und die Idee war, circa sechzig „sichere Orte“ für Gespräche zu finden (der Neologismus *dialoguing* wurde dafür geprägt, gemeint war eine Mischung aus Zuhören, Offenheit und Werte-bloß-Legen). Etwa 25 Personen nahmen Teil in jeder dieser 60 Diskussionsgruppen. Dank an Professor John Seery für Hinweise; mehr darüber auch bei George Ramos: *An Introduction to Opening Lines of Communication*, Los Angeles Times, October 30, 1995. Hier sollte auch auf die Initiative on Race hingewiesen werden, die von Präsident Clinton 1997 lanciert wurde.
 - 27 Schwarze Frauen sind in dieser Beziehung vernachlässigt worden, sie sind aber in Hinsicht auf Ausbildung, Anstellung und Lohn auch erfolgreicher als schwarze Männer – wie auch viel weniger mordergefährdet oder suicidal. Ihren Anliegen hätten zur Zeit des *Million Man March* durch den Hollywoodfilm *Waiting to Exhale* entsprochen werden sollen, was die schwarze Sozialkrikerin Bell Hooks zur sarkastischen Bemerkung bewegte: „Seien wir doch ehrlich: es wird uns gesagt – und wir sagen uns selber –, daß schwarze Männer politisches Engagement brauchen, aber schwarze Frauen brauchen einen Film?“ Siehe: *The Economist*, November 4, 1995.
 - 28 Eindrückliche Daten hierzu bei Andrew Hacker: *Two Nations*. Schwarze, laut demographischen Projektionen, werden auch in den nächsten fünfzig Jahren 12% der Bevölkerung bilden, aber Asiaten und Hispanics sollen bis 2050 ihren Prozentsatz mehr als verdoppeln, und um 2050 sollen Weiße nur noch 53% der Bevölkerung bilden. Siehe Dorian Friedman: *Ahead: A Very Different Nation*, in: *U.S. News and World Report*, March 25, 1996, S. 16. Einzelne Südstaaten haben immer noch schwarze Bevölkerungsanteile, die zwei bis drei Mal über dem landesweiten Durchschnitt (12%) liegen, so Mississippi (35%), Louisiana (31%), South Carolina (29%), Georgia (27%) oder Alabama (25%). Politisch ist diese Situation auch bemerkenswert: 95% der schwarzen Wähler wohnen in nur 22 Staaten, 53% aller Schwarzen wohnen in den Südstaaten, und die Südstaaten liefern eine knappe Mehrheit (54%) der Stimmen, die nötig sind, um einen Präsidenten zu wählen. Der schwarze Anteil dieser Südstaatenwähler beträgt jedoch nur 17%, was zu der paradoxen Situation führt, daß Schwarze da, wo sie regional am konzentriertesten wohnen, im nationalen politischen Leben am wenigsten Einfluß haben. Siehe Michael Kelly: *Segregation Anxiety*, in: *The New Yorker*, November 20, 1995, S. 43-54
 - 29 Robert Gooding-Williams (ed.): *Reading Rodney King: Reading Urban Uprising*. New York 1993, S. 257 f.
 - 30 David Kip et al.: *Our Town: Race, Housing and the Soul of Suburbia*. New Brunswick, NJ, 1995
 - 31 Die Daten hier stammen aus Reynold Farleys 1976 erschienenen Studie von Detroit. Unter Umständen kann es hier aber auch zu raschen Veränderungen kommen: 1944 sagen 64% der Weißen im Norden und Westen (und 85% im Süden) sie würden dagegen sein, Neger als Nachbarn zu haben, aber schon 1963 war die Opposition auf 51% geschrumpft. Siehe Lawrence Fuchs: *American Kaleidoscope*, a. a. O., S. 154, S. 163, sowie Jaynes and Williams: *A Common Destiny*, a. a. O., S. 141-144. Laut demographischen Studien in den 90er Jahren ist eine nach Rasse 50/50 „balancierte“ Gemeinde fast immer eine die auf dem Wege ist, ein Ghetto zu werden. Siehe Kip: *Our Town*, a. a. O., S. 168. Als Kontrast dienen Asiaten, die auf allen Einkommensstufen wesentlich häufiger in weißen Stadtgebieten wohnen als Schwarze. Siehe Jaynes and Williams, a. a. O., S. 78-79, S. 90
 - 32 Roy Brooks: *Rethinking the American Race Problem*. Berkeley 1990, S. 37
 - 33 Charles Ogletree: *Beyond the Rodney King Story*. Boston 1995, S. 13
 - 34 Fox Butterfield: More Blacks in Their 20's Have Trouble With the Law, in: *The New York Times*, October 5, 1995; Gooding-Williams: *Reading Rodney King*, a. a. O., S. 190
 - 35 Jaynes and Williams: *A Common Destiny*, a. a. O., S. 460
 - 36 Diese Argumente sind vor allem bei Ogletree (1995) zu finden; die uneinheitlichen Ansichten unter intellektuellen (wie auch berühmten) Schwarzen zu solchen Fragen sind bei Gates: *Thirteen Ways* (1995) zu finden.
 - 37 Minderheiten, die in armen Vierteln in der Stadtmitte wohnen, befinden sich in der widersprüchlichen Situation, daß sie einerseits die Polizei zum Schutz vor der erhöhten Kriminalität brauchen, sich aber andererseits vor den Exzessen der Polizei schützen müssen. Siehe Gooding-Williams: *Reading Rodney King*, a. a. O., S. 42, S. 94, S. 136, sowie Ogletree (1995).
 - 38 Die pikanten Details über Simi Valley sind bei Gooding-Williams *Reading Rodney King*, a. a. O., S. 107 und S. 192 zu finden. Eine Prozeßflut wurde auch nach dem Freispruch ausgelöst. Obwohl in Kalifornien freigesprochen, wurden zwei der Polizisten in einer höheren Instanz für schuldig befunden („convicted on Federal civil rights charges for using unreasonable force in arresting Mr. King“). Obwohl sie 70 bis 87 Monate dafür hätten sitzen müssen, verblieben sie nur 30 Monate im Gefängnis; Appelle der Polizisten wurden dann auch an den Supreme Court gerichtet.
 - 39 Robin Kelley: *Race Rebels: Culture, Politics and the Black Wor-*

- king Class. New York 1994, S. 183-227
- 40 Aus *The Economist*, October 14, 1995
- 41 In den 70er Jahren hat sich die Zahl der Schwarz-Weiß Ehen verdoppelt; siehe: *The New Face of America*, *Time Magazine* (Special Issue), Herbst 1993, sowie *The Economist*, October 21, 1995
- 42 Nach den Unruhen 1922 wurde das L. A. Police Department von einer Kommission untersucht; es wurde als „rassistisch und voreingenommen“ beschrieben und für seine Gewalttätigkeit kritisiert. Jeffrey Toobin: *Putting it in Black and White*, in: *The New Yorker*, July 17, 1995, S. 33
- 43 Jim Sleeper: *The Simpsons*, in: *The New Republic*, October 23, 1995.
- 44 Die Zahlen stammen von „Behind the Verdict“, *The Economist*, October 7, 1995. Die Empörung über einen Freispruch für einen Gewalttäter gegen Frauen seitens der Frauenbewegung sowie ein sozialkritischer Subtext, daß Reiche sich Freisprüche erkaufen könnten, blieben eher kleinlaut.
- 45 Siehe hierzu Gates: *Thirteen Ways*
- 46 Hierzu Sniderman et al. (1993), S. 148. Negative Stereotype aller Art sind noch weit verbreitet, inklusive von Schwarzen über Schwarze und z. T. noch stärker als von Weißen geäußert, wie z. B. daß Schwarze aggressiv oder gewalttätig seien (Schwarze: 59%; Weiße: 52%), Angeber (Schwarze: 57%; Weiße: 45%) oder verantwortungslos (Schwarze: 40%; Weiße: 21%), auch daß Schwarze sich zu viel beklagen (Schwarze: 51%; Weiße: 41%). Handelt es sich jedoch um positive Stereotype, z. B. daß Schwarze strebsam oder intelligent seien, so bestätigten Schwarze solche Beschreibungen wesentlich enthusiastischer als Weiße. Paul Sniderman and Thomas Piazza: *The Scar of Race*. Cambridge 1993, S. 41-45
- 47 Lee Sigelman and Susan Welch: *Black Americans' Views*, a. a. O., S. 52, S. 165
- 48 Sobald der Eindruck herrscht, daß Mitgliedschaft in einer Gruppe (Rasse, Geschlecht) mehr gelte als Kompetenz (z. B. in der Schule oder bei Stellenbewerbungen), steigt die Ablehnung für quotenähnliche Maßnahmen. Rupert Nacoste: *The Truth About Affirmative Action*, in: *The Chronicle of Higher Education*, April 7, 1995, S. 148. „Affirmative Action“-Programme haben seit 1960 laut dem Labor Department schätzungsweise fünf Millionen Minderheitsmitgliedern und sechs Millionen Frauen den beruflichen Aufstieg ermöglicht. In den wenigen Fällen, wo Weiße tatsächlich benachteiligt waren, ging es um Qualifikation, nicht um Rasse. Unter 3000 Gerichtsklagen von 1990 bis 1994, waren weniger als hundert „reverse discrimination cases“, d. h. Fälle, wo Weiße durch Bevorzugung Schwarzer selber Diskriminierung erlitten. Davon wurden nur sechs gutgeheißen. „Viele der Fälle drehten sich um einen enttäuschten Kandidaten für eine Anstellung, der die eigenen Qualifikationen nicht überprüft hatte und fälschlicherweise annahm, daß, wenn eine Frau oder ein Minderheitsmitglied die Stelle bekam, es anhand Geschlecht oder Rasse statt Qualifikation geschah.“ Siehe *New York Times*, March 31, 1995.
- 49 Andrew Hacker: *Two Nations*, a. a. O., S. 31
- 50 Mildere Vorurteile, wie z. B. Schwarze sind faul, erweisen sich als gravierender, was die Unterstützung bereits bestehender staatlicher Programme angeht, als härtere Vorurteile, z. B. Schwarze sind kriminell, laut Sniderman and Piazza, S. 109 sowie Hacker, S. 38. Hier spielt auch Projektion eine bedeutende Rolle: auch wenn man persönlich nicht die Meinung hegte, daß Schwarze lügen oder stehlen: zum Beispiel glaubt man fest, daß der größte Teil der Bevölkerung es glaube. Selbst ist man nicht voreingenommen, sagt man den Meinungsforschern, aber die anderen sind es ... Richard Apostle: *The Anatomy of Racial Attitudes*. Berkeley 1983, S. 119-147
- 51 Jennifer Hochschild: *Facing Up To*, a. a. O., S. 105. Weiße Rassisten übertreiben diese Tendenz, wenn sie schreiben: „Schwarze versagen wegen weißem Rassismus. Einige Schwarze versagen ganz schrecklich, deshalb muß es ungeheuer viel weißen Rassismus geben. Diese Schwarzen werden nicht aufhören zu versagen, bis weißer Rassismus ausgerottet ist, und Weiße müssen sich deshalb verändern, bevor man erwarten darf, daß Schwarze erfolgreich sind ... Weiße hören geduldig die unmöglichsten Anklagen von Rassismus an und betrachten sie als plausibel ... Schwarze, die den Gospel weißer Schuld predigen, werden noch ermuntert, wenn sie sehen, daß Weiße sich darin schicken.“ Jared Taylor: *Paved with Good Intentions: The Failure of Race Relations in Contemporary America*. New York 1992, S. 283 f.
- 52 Hochschild: *Facing Up To*, a. a. O., S. 107
- 53 Dalton: *Racial Healing*, a. a. O., S. 147
- 54 Hierzu gibt es unendliche viele Beispiele. Eines, das Aufsehen erregte und zu einem Skandal wurde, passierte als sechs schwarze Leibwächter von Präsident Clinton in einer Filiale der Denny's Restaurantkette 1993 nicht bedient wurden. Durch ihre Anklage wurde bekannt, daß obwohl es landesweit Denny's gibt, keine einzige Filiale von einem Schwarzen geleitet wurde. Das Problem (für Schwarze) beim Taxisuchen ist mittlerweile so gut bekannt, daß es in Fernsehkomödien (sitcoms) auftaucht. Siehe Feagin and Sikes: *Living with Racism*, S. 23, S. 53; Gooding-Williams: S. 252, sowie David Wellman: *Portraits of White Racism*. New York 1993, 2nd edition
- 55 Diese interne Kritik ist weißen (siehe Terkel, S. 169) sowie schwarzen (siehe Dalton, S. 86 f.) Kommentatoren gut bekannt. Im Volksmund gibt es parallele Bezeichnungen für andere, „angepaßte“ Minderheiten, deren Aussehen (sprich: vermeintliche Hautfarbe) und Verhalten (sprich: wie Weiße) sich angeblich unterscheiden. So werden Latinos als „Kokosnüsse“ (außen braun, innen weiß), Asiaten als „Bananen“ (außen gelb, innen weiß) und Indianer als „Äpfel“ (außen rot, innen weiß) verunglimpft. Siehe Dalton: *Racial Healing*, a. a. O., S. 90
- 56 Zu diesem Komplex vgl. Jaynes and Williams: *A Common Destiny*, a. a. O., S. 422 f.
- 57 Die Ironie ist nicht nur, daß beim Prozeßbeginn King arm und Simpson reich war, sondern daß Simpson durch die teuren Anwälte arm geworden ist, während King einen Schadenersatz von \$ 3,8 Millionen von der Stadt Los Angeles zugesprochen bekam.
- 58 So hatte der elegante, ehemalige Sklave Frederick Douglass seinen Widerpart im militanten Nationalisten Henry Highland Garnet; der radikale W. E. B. du Bois stand dem „power broker“ Booker T. Washington gegenüber; der Integrationist Martin Luther King, Jr. hatte Malcolm X als Widerpart. Siehe Henry Louis Gates: *Powell and the Black Elite*, in: *The New Yorker*, September 25, 1995. Siehe auch den Aufsatz „Leadership Failure and the Loyalty Trap“ in Glenn Loury's Sammlung *One by One from the Inside Out*. New York 1995, S. 183-S. 194
- 59 Hochschild (S. 247-249 wie auch S. 139) zitiert eine Studie aus 1990, wonach lediglich 20% der Schwarzen angaben, daß sie Farrakhan gutheißen oder daß sie sich von Black Muslim Figuren repräsentiert fühlten.
- 60 Louis Farrakhan, zit. nach Michael Kelly, S. 54
- 61 Zitiert in Gooding-Williams: S. 257, S. 260